

Rede zur Eröffnung von Ingrids Honneths Ausstellung

„Etwas BLEIBT! – BLEIBT etwas?“, Schriftskulpturen und Objektbilder

mit dem Untertitel: „Reflexionen einer Getriebenen – ein allegorisches work in progress“

am 9.9.08 im Haus am Lützowplatz,

Dr. Andreas Honneth: Ingrid Honneths Buchstäblichkeit

Liebe Künstlerin, Liebe Karin, liebe Freunde und Kunstinteressierte, An- und Abwesende!

Statt ihnen hier eine erschöpfende kunsthistorische Einführung und Analyse der Arbeit von Ingrid Honneth zu geben, möchte ich mich hier – angesichts dieser Raum-Installation eines Sprach-Ereignisses, in diesem „JETZT“ eines von Sprache durchquerten dialektischen Bild-Raumes stehend – darauf beschränken, Ihnen aus der Perspektive eines philologisch geschulten Philosophen die verschiedenen Dimensionen des Sachgehaltes, aus denen sich dieser aus Buchstabenskulpturen und Bild-Objekten bestehende Textes zusammensetzt, anzudeuten, ja Ihnen einfach einmal eine Deutung wenigstens der Textebene selbst zu erschließen.

Was sehen und/oder lesen wir? Und wer spricht hier? Die Künstlerin sagt: es sind die „Reflexionen einer Getriebenen“ Eine alltägliche Überlegung, zitierte oder erinnerte Gedichtzeilen, Fragmente eines essayistischen Diskurses, Gedankenfetzen, ein innerer Monolog, der sich zu einer ethischen Probe und Entscheidung radikalisiert und sich zu einem Dialog öffnet. Schrift, die als performatives Ereignis zur res gesta wird, zum gestischen Modell spontan-autonomen Handelns.

Dies formuliert sich mit der Buchstäblichkeit riesiger Werbe-Lettern, bunt wie Luftballons, ausrangierte und von der Künstlerin recycelte Relikte marktschreierisch sich-selbstanpreisender Markennamen, leere Tautologien mythisch trotziger Selbstbehauptung bloßen Daseins, die mit dem Verlust ihrer ursprünglich starren Bedeutung frei geworden sind für neue unabhängige Kombinationsmöglichkeiten.

In dieses erneut möglich gewordene Flottieren der Buchstaben hat die Künstlerin ein-gegriffen, hat sie neu zusammenmoniert und dabei die Sinnbildung gelenkt, indem sie die Markenzeichen durch eigene Buchstaben in Helvetica und Times ergänzt und schließlich das Ganze still und vor uns hingestellt hat (was übrigens eine äußerst schwierige Hängung war, die zu einigen blauen Fingernägeln führte).

Nun hat der Sinn eine umgekehrte, ja entgegengesetzte Richtung wie zuvor eingenommen: die kommerziellen Markenzeichen, die wie ein überichhafter Chor ihre Kauf-, Wunsch- und Lust-Imperative an die Masse der stumm Gebannten, an uns vereinzelt Konsumenten richten, werden nun zur Botschaft einer dieser Vereinzelt, in der diese ihre Ausdrucksfähigkeit und damit die innere Vielheit einer unbewußten Gesellschaft wiederfindet.

Ach! Nein!
Pin-nr. unterwegs vergessen verlorenen oder?
Tote Wünsche, beleidigte Augen.

Alles vergeht
Als ob nicht
Bleibt etwas?
Das nicht und das
Endlich nichts mehr hier.

Plötzlich genug
Du und ein Rest
Das nackte Leben und Sprache
Anderes ist möglich.

Die 40 Worte, die auf die Wände der 3 Räume der Studiogalerie verteilt wurden, bilden 3 Strophen von je 3, 5 und 4 Zeilen:

die 1. kürzeste formuliert sozusagen den Ausgangspunkt. Sie beginnt mit einem Aus-ruf, der eine Befürchtung und Bestätigung alltäglicher Verzweiflung artikuliert: „Ach! Nein! pin nr. unterwegs vergessen verloren Oder?“. Es geht um den Verlust einer Identifikationsmöglichkeit, der ‚Personal Identity-Number‘, die es dem Subjekt ermöglicht, sich am symbolischen Kreislauf der Gesellschaft zu beteiligen, die daher sogar quasi-metaphorisch für dieses Subjekt selbst steht, es in diesem symbolischen System vertritt, und die insofern selbst es ist – ein Verlust, den die letzte Zeile unterstreicht und steigert, denn sie besagt, daß dieser Verlust nur letzter Kulminationpunkt einer inneren Abwendung ist: die doppelten Metonymien für den inneren Zustand dieses durchstrichenen Subjekts, für den Zustand ihres Begehrens: „tote Wünsche, beleidigte Augen“. Dieses Beckett-Zitat aus „Aufs Schlimmste zu“, ist die innere Resonanz auf eine Erfahrung des Außen. Sie artikuliert eine gefühlsmäßige Distanzierung und Abtrennung von dieser Gesellschaft des Spektakels und ihres fassandenhaft-entleerten Wesens, zu der jede Verbindung abgebrochen ist.

Exkurs zur Gesellschaft des Spektakels:

Dem Situationisten Debord zufolge ist die Gesellschaft des Spektakels, der politische Zustand in dem wir leben, geprägt durch Medien, Events und Werbung, welche die Sprache in ein Spektakel verwandeln; d.h. die Marx'sche Analyse muß auch hier ergänzt werden: war der Kapitalismus zu seiner Zeit noch auf die Enteignung der Produktion ausgerichtet, so ist er inzwischen ausgeweitet auf die Entfremdung der Sprache selbst, des sprachlichen und kommunikativen Wesens des Menschen, jenes logos, im dem Heraklit das Gemeinsame sah. Das Spektakel ist die globale Extremform solcher Enteignung, in dem uns unsere eigene sprachliche Natur in verkehrter Form entgegentritt. Das Spektakel ist so zerstörerisch, weil unser Gemein-Gut enteignet wird, aber daher gibt es auch noch die subversive Möglichkeit, die es, wie Ingrid es hier tut, gegen das Spektakel zu verwenden gilt.

Damit stellt diese Zeile zugleich wiederum eine Selbstthematization dar: eine Selbst-Bezüglichkeit des Textes und seiner Form, denn Voraussetzung dieses umkehrend, umwertenden Spiels mit den marktschreierischen Markenzeichen systemkonformer Lusterfüllung ist ja das Absterben dieses aufs Besitzenwollen reduzierten Begehrens, sind die „toten Wünsche“, welche die ‚Kränkung‘ von Seherwartung und –lust verursacht haben und diese wütende Scham nun selbst repräsentieren. Indem in diesem abgestorbenen, durchstrichenen, ungültig und zur toten Hülle gewordenen Subjekt ein Etwas weiter treibt hinein in ein Jenseits des Lustprinzips, ist die Reflektierende eine Exilierte, eine aus dem status quo des globalen Spektakel-Kapitalismus Ausgestoßene, – eine Getriebene...

Im Mittelteil, der hier neben dem Eingang beginnt und bis zur 1. Wand des mittleren Raumes reicht, folgt nun so etwas wie ein Resume, eine innere Abrechnung aus der Perspektive der Ausgestoßenen – eine Art mephistophelischer Deutung „Alles vergeht, als ob nicht“, d.h. als ob es garnicht gewesen wäre. Sie erinnern sich an die großen Monologe des Mephisto im Faust, an diese triumphierenden Hymnen des Nihilismus. Sie impliziert paradoxerweise jedoch auch eine merkwürdige Verschiebung durch die Formel des messianischen „als ob nicht“, denn dieser Fiktionsmodus kann sich ebensogut auf das positiv Bestehende wie auf dessen mephistophelische Negation beziehen und beides in eine Indifferenzzohne überführen. Daher provoziert es die folgende abschlußhafte Frage nach dem Bleibenden, nach dem, was den Wechsel von Werden und Vergehen überdauert – „BLEIBT etwas?“ Diese Frage nach dem Letzt-Gültigen ist ein platonisch-christliches Erbe, das Paulus beantwortete mit „uns aber bleiben: Glaube, Liebe Hoffnung“. Zuletzt insistierte Agamben auf diesem Vermächtnis mit dem fragenden Buchtitel nach der „Zeit, die bleibt“, der inzwischen schon einige Künstler zu Werken inspiriert hat, auch wenn sie sich bisher nur mit dem Titel auf diesen aktuellen Endzeit-Text berufen haben. Hier erhalten wir dagegen auf diese uns mit dem Nichts des Todes konfrontierende Frage nach dem letztlich Relevanten, unsere Endlichkeit und den Tod Überdauernden eine ihr entsprechende eben-so radikale Auseinandersetzung. Zunächst erfolgt allerdings nur eine Antwort substrahierender Negierungen: „das nicht und das“, bis alles positiv Faktische aus-sortiert ist und das Nichts als geradezu erleichtert aufgenommene völlige Negativität übrig bleibt „endlich Nichts mehr hier“. Das erinnert an Nietzsches „lieber noch das Nichts wollen als nicht mehr wollen“, wie es noch im Gestus von Beckett wiederhallt.

Damit haben wir eine Schwelle der Immanenz überschritten und stehen in einem Zwischenraum unmittelbar vor einer weiteren Tür über der uns ein „PLÖTZLICH genug“ entgegenstarrt, mit dem die 3. Strophe beginnt, mit der sich nun das unerwartete Ergebnis jener messianisch-utopischen Verrückung einstellt: ein Vollendungs- und Erlösungszustand unerwarteter Fülle, in den das Getriebensein der Exilierten ein-mündet, denn augenblicklich erfährt sie sich nicht mehr als Verlassene, sondern in ihrer apokalyptisch-endzeitlichen Singularität und Einsamkeit als wahrgenommen durch die Gegenwart einer/s Anderen, eines „DU“, das wie sie selbst ein ausgeschiedenes Abfallprodukt dieses Systems ist, „ein Rest“, aber als ein solcher sich mit einem weiteren Rest ergänzend und vervollständigend: als „das nackte Leben“ befreit von jedem Machtanspruch, der sich zuvor darauf gründete, fällt ihnen allen, dem gesamten Zivilisationsmüll der Migranten und Exilierten wieder das zu, was sie zuvor isolierte, das sie nun wieder Verbindende und Gemeinsame. Denn mit seiner Betonung der Sinnlichkeit entspricht Agambens Begriff des „nackten Leben“ dem Buchstaben als Gegenbegriff zum Geist und

damit einem mit Freud und Derrida als Spur und Inschrift des Körpers verstandenen Schiftverständnis. Dies Verbindende und Gemeinsame, ja die Gemeinsamkeit und Mittelbarkeit selbst: ist die nun jenseits ihrer Entfremdung in der Gesellschaft des Spektakels wiedergefundene „Sprache“, das allen gemeinsame In-der-Sprache-Sein der kommenden befreiten Menschheit:

„anderes ist möglich.“